Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 14 (1932)

Heft: 13

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 24. März 1932 | Erscheint jeden Freitag | 11. Jahrgang Nr. 13

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.30. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / **Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur**

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: Publicitas A.-G., Marktgasse 1, Winterthur, Telephon 18.44, sowie deren Filialen. Postcheck-Konto VIII b 858
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vormals G. Binkert, A.-G. Telephon 27.52

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Wochenchronik.

Goethe als Politiker und Staatsmann.

Goethe ist in diesen Tagen in den vielseitigen Erscheinungen seiner reichen Wesensart gefeiert worden Man hat seine Beziehungen zu Herzog Karl August und dem fürstlichen Hofe zu Weimar aufs feinste ausgeloiert. Und dabei ist gelegentlich geschehen, was Goethe selbst sich zu Lebzeiten allen Ernstes verbat nämlich das, als der Hofpoet und der Regisseur der Hofvergnügungen betrachtet zu werden. Ueberdem Dichter, dem Freunde des Herzogs, dem Mittelpunkt literarischer Geselligkeit, dem Beschüßer der Bühne, hat man den Staatsmann Goethe nahezu vergessen, der würdevoll und etwas steif durch Weimars Gassen zum „Conseil" ging.

Es gab ein Jahrzehnt, da Goethe weit mehr als der Dichtkunst seinem Amte als Geheimer Rat und später als erster Minister ergeben war, da er Ablenkungen von der politischen Tagesarbeit streng von sich wies. Viele sind es, die diese Jahre öffentlicher Verwaltungsarbeit, oft übergroßer Verantwortung als Jahre des Verlustes für die Dichtkunst buchen. Allein die Frage ist berechtigt, ob nicht gerade diese Zeit des Eingespanntseins in die Fesseln des Amtes manches in Goethe zur Reife brachte, das ihn dichterisch zum edelsten Werk befähigte, mit dem er die Welt beglückt hat: Tasso.

Goethe kam mit weit mehr politischer Vorbildung nach Weimar, als gemeinhin angenommen wird Bei seinem ersten Zusammentreffen mit dem Herzog stammte der Fürst über die politischen Kenntnisse und Urteile des Dichters. Im Gesellschaftskreis des elterlichen Hauses, in Frankfurt, wo in seinen Jugendjahren ein bewegtes politisches Leben pulsierte; wo ausländische Diplomaten Missionen erfüllten; und später in Wetzlar, da hatte er manche politische Eindrücke erhalten. Er kam auch schon frühe mit bedeutenden politischen Persönlichkeiten in Berührung, so mit dem badischen Minister von Edelsheim, einem der hervorragendsten Staatsmänner des damaligen Deutschland. Gespräche über Politik wurden in seinem Umgangskreis häufig angeschlagen. Müßte es da nicht verwundern, wenn der allen Aeußerungsformen menschlichen Geistes zugewandte junge Goethe der Politik fern geblieben wäre?

Als sich fein als Besuch gedachtes erstes Erscheinen in Weimar zum Lebensaufenthalt verlängerte, da hat es Goethe von Anfang an abgelehnt, lediglich als Freund und Berater des Fürsten in der kleinen Residenz zu bleiben. Ueber starke Widerstände hinweg zog ihn der Herzog in die Landesverwaltung hinein, indem er ihn zum jüngsten Mitglied des „Conseil", des Ministeriums, machte. An Goethes beharrlichsten Gegner, den Geheimen Rat Fritsch, schrieb der Herzog das treffliche Wort: „Einen Mann von Genie nicht an dem Ort zu gebrauchen, wo er seine außerordentlichen Talente gebrauchen kann, das heißt denselben mißbrauchen". Muß es nicht mit hoher Achtung erfüllen, daß Goethe schon bald über sein erstes beschränktes politisches Wirkungsfeld hinauswuchs, in kurzen Jahren sich einen großen Arbeitskreis schuf. Er hatte die Kriegskommission, das Militärdepartement, aus gräulicher Verwahrlosung gerettet, sodaß er am 15. August 1791 in sein Tagebuch schreiben konnte: „Kriegskommission, rekapituliere in der Stille, was ich in diesem Departement geschafft. Nun wäre mir nicht mehr bange, ein weit größeres in Ordnung zu bringen." 1782 übertrug ihm der Herzog das Präsidium der Kammer und damit das Finanzwesen des Landes. Als „Gewissenhaftester der Gewissenhaften" gelang es ihm, die verworrenen Finanzen zu ordnen. Die Ersparnispolitik, die Goethe im Landes- und im herzoglichen Haushalt betrieb und die Erfolge, die er erzielte, sollten, so schreibt Bielschowski in seinem Goethewerk, zur Unterstützung der Armen dienen, deren Elend ihm das Herz abdrückte, zur Bestreitung außerordentlicher Bedürfnisse der Universität Jena, sodann zur Ablösung feudaler und kirchlicher Abgaben, die den kleinen Mann schwer bedrückten.

Bei seinen Bestrebungen stieß er auf erhebliche Hindernisse. Ideell war der Herzog mit ihm einverstanden, nicht aber da, wo die Ausführung strengste Sparsamkeit im Hofhaushalt erforderte. So mußte sich Goethe mit teilweisen Erfolgen begnügen und auf manche sozialpolitische Reformen verzichten.

In der hohen deutschen Politik spielte das Herzogtum Weimar zu Goethes Zeiten eine weit bedeutendere Rolle, als dies seiner Größe entsprach. Es lag das an der Konstellation der deutschen Verhältnisse, aber auch im Tatendrang Goethes und des Herzogs begründet. Goethe hatte schon frühe mit eigentlichem politischem Seherblick die Notwendigkeit des Zusammenschlusses der kleinen und Mittelstaaten Deutschlands erkannt. Bis zum Jahr 1785 war Weimar der Mittelpunkt der Bundesbewegung. Daraus ergab sich für Goethe eine gewaltige Belastung. Es heißt von ihm, daß er sich nicht einmal einen Sekretär zur Hilfe nahm, um das Geheimnis des politischen Briefwechsels zu wahren.

Mit Goethes staatsmännischer Arbeit in der Landesverwaltung war sein politisches Wirken keineswegs erschöpft. Er hatte sich von Anfang an in Weimar ein besonders hohes Ziel gesetzt: den jungen Herzog, „diesen geborenen großen Menschen", dies Edelmetall, mehr und mehr von den Schlacken zu befreien und zur höchsten Pflichterfüllung dem Lande gegenüber zu erziehen. Die Schweizerreise mit dem Herzog 1779 hatte den Zweck, den Fürsten herauszureißen aus dem kleinlichen Getriebe des Hoflebens, aus dem nichtigen Vergnügen und dem Verkehr mit alltäglichen, trivialen Menschen. „Wochenlang auf den Verkehr mit sich selbst, oder mit einfachen, natürlichen, freien Menschen angewiesen, sollte der Herzog in der allgewaltigen Natur das wahrhaft Große und die eigene Unzulänglichkeit erkennen lernen. Er sollte lernen, sich selbst zu bezähmen, und den Wert des Daseins in der Pflicht zu finden". Die Weimarer Geistesgrößen spöttelten über diese pädagogisch-politische Reise, allein nachher gab man ihren ethischen Erfolg zu. Das Prächtige an dem Verhältnis zwischenn Goethe und dem Herzog trat darin zutage, daß der sich selbst erziehende Goethe von Karl August als Erzieher anerkannt und geliebt war. Bielschowskii sagt im Hinblick auf das einflußreiche Wirken Goethes in Weimar: „Wer andere beglückt, findet selbst Glück. Das empfand Goethe in seiner politischen Tätigkeit. Die praktische Arbeit hielt ein heilsames Gegengewicht gegen seine Leidenschaften und sein Phantasieleben." Wenn das zu Goethes Zeiten zum Großherzogtum erhoben und an Ausdehnung verdoppelte Fürstentum Weimar zum Hort politischen und religiösen Freisinns wurde, wenn Karl August als erster der deutschen Fürsten das Versprechen der Wiener-Bundesakte einlöste und seinem Lande eine landesständische Verfassung gab, dann ist das nicht zum mindesten Goethes politischer Erziehung und seinem politischen Einfluß zu danken. Er hat

„Ein weit entferntes, hochgesteckes Ziel
Mit frohem Mut und strengem Fleiß erreicht.
Für seine Mühe siehst du ihn gekrönt".

Tasso.

J. M.

Das Alte ist vergangen, ein Neues ist geworden.

Wir müssen uns wohl überlegen, daß es ein Wagnis ist, von der Osterbotschaft zu reden, von dieser Botschaft, die nicht nur eine Anschauung, und wäre es nun auch zufällig sogar eine Welt-Anschauung, oder ein Mysterium, und wäre es auch ein ästhetisch und intellektuell gebilligtes Mysterium, sein möchte, sondern die anspruchsvoll genug ist, daß sie als Tatsache gewertet sein will.

Wir sind gewohnt, nach bestimmten Daten zu leben. Heute stehen wir wohl alle unter dem wahrhaftig ernoruckvollen Datum der Abrüstungskonferenz: noch ist es nicht so sehr lange her, daß unser Datum „Krieg" hieß, und recht sorgenvoll fragen wir uns, wie wohl das Datum von morgen heißen möge. Das sind die großen Tatsachen, die unser Völkerleben formen und gestalten. Es gibt aber auch viel bescheidenere, ja triviale Tatsachen, die aber doch nichts desto weniger auch zu diesen Daten gehören, die unser Leben bestimmen und ihm seinen Inhalt geben: die abwechselnden Freuden und Sorgen in Familie und Beruf, das Werden und Wachsen der Kinder, die launischen Einfälle der Mode und des Geschmacks. Immer neue Daten verdrängen die alten, immer neue Programme müssen gebildet werden: stolze und hochtrabende für das öffentliche Leben, ein wenig schlichtere für unsern Alltag, von deren Wichtigkeit wir aber in jedem Fall überzeugt sind.

Da paßt es uns denn gar nicht so übel, daß auch das religiöse Leben sich unserem Datierungsschema ganz schön einfügt und wir nichts weiter zu tun haben, als neben unsern weltlichen Gestern, Heute und Morgen auch noch einige passende christliche Gestern, Heute und Morgen einzufügen: Weihnacht, Ostern, Pfingsten....

Ja, es fügt sich prächtig ein! Und doch! Ist es im Grunde nicht so, daß wir an diesem schönen Neben- und Hintereinander in unserem Leben verzweifeln? Warten wir im Tiefsten nicht darauf, daß in das Auf und Ab, Hin und Her unseres Alltagslebens, in unsere fieberhafte Programmtätigkeit hinein das große Halt gerufen würde, jenes Halt, das nicht eine Augenblickspause vor neuen Daten wäre, sondern das bedeuten würde: „Es ist alles in Ordnung, restlos in Ordnung"!

Dieses Halt ist der Inhalt der Osterbotschaft. Es handelt sich da um kein neues christliches Datum, sondern um die Aufhebung all unserer Daten, es handelt sich nicht um ein neues Programm, sondern um die Erfüllung aller Programme, es handelt sich nicht um die allfällige Möglichkeit einer Lösung, sondern um die tatsächliche Lösung, um die endgültig gefallene Entscheidung: „Das Alte ist vergangen, ein Neues ist geworden." Ist das nicht frohe Botschaft, nach der wir uns sehnen, die wir so bitter nötig haben, heute mehr denn je?

Und doch ist es ein Wagnis, sich dieser Botschaft auszusetzen. Wer ist so kühn heute, wer vermag es, so ganz und einzig aus dem Glauben heraus, ja wahrlich nur aus dem Glauben heraus, dies zu behaupten in eine Welt hinein, die das Gegenteil sagt und lebt und beweist? Denn wir alle, du und ich, wir sagen und leben und beweisen immer wieder das Gegenteil von Ostern, wir bekennen uns zum Osterdatum, aber nicht zur Ostererfüllung. An Ostern sagt und lebt und beweist und bekennt Gott, geht sein Wille in Erfüllung, ist er der Meister. Darum müssen wir uns fragen, ob wir es wagen sollen mit dieser Osterbotschaft, weil wir es mit Gott, mit unserem Meister wagen müßten. Das hieße aber doch wohl das eigene Meisterrecht fahren lassen, hieße doch wohl die Maske des Herrgöttleins, auch gerade des frommen Herrgöttleins, im Welttheater ablegen vor dem einen Herrgott, hieße doch wohl (ja wir kommen um alle Worte herum, aber um dieses eine nicht!) Sünder sein und nicht Gerechter. Wagen wir das? Wagen wir es, aus dieser Wahrheit zu sein?

Die Frohbotschaft lautet: „Das Alte ist vergangen". Wagen wir selber es, vergangen d. h. gerichtet zu sein? „Ein Neues ist geworden": Wagen wir es, so neu zu werden, so einzig und allein von Gottes Gnaden?

Das ist unsere Not, daß wir in die Hand Gottes gelegt sind, daß wir ausgeschaltet sind.

Das ist unsere Verheißung, daß wir in die Hand Gottes gelegt sind, daß wir in ihm neu leben dürfen, leben aus letzter Zuversicht und letzter Ernsthaftigkeit heraus.

D. Scheuner.

Eine neue Welt....

Sonntagmorgen.

Wir stürzen aus unserer Pension hinaus. Meine Freundin darf den ersten Zug nicht verpassen.

Nebel, Dunkel, Leere.

Wir laufen den Boulevard hinunter. Dort der Platz, wo das Tram kommen soll. Er ist riesig in seiner Leere, Laternen wie Fackeln.

Da — Gesang? Menschen. — Herren, zwei oder drei, dunkel, und Frauen... Tänzerinnen, Schauspielerinnen? Eine, rosa Gestalter unter dem Mantel hervor, weit um die Füße. Die andere weiß, Gestalter unten bis oben. Eine Tänzerin? Will sie tanzen, in der Weite, dem Dunkel, da rings die Häuser alle noch schlafen?

Sie hebt schmachtend die Arme empor, wiegt den Leib schlank im schmalen weißen Mantel, wiegt hin und her, trippelt und gleitet im weißen Gestalter des kostbaren Kleides, schmachtend, langsam, begleitet vom Händeklatschen ihrer Gefährten, ihrem brüllenden Lachen.

Nun sind wir schon nah. Im Eisen ertasten wir die schwarzbraunen Locken, die lang hinabfluten, das weiße Gesicht. — Gott, dies Gesicht, blütenjung, dies verwüstete Gesicht, — schlaff, die Lider über den Augen. Ich sah das noch nie — aber niemand braucht es zu sagen: betrunken! Dies Frauenkind, fast Knospe noch, verwüstet, verderbt. — O, dieses Singen, dies jammervolle Getön, und der andern, der Gefährten, vielleicht Verderber, Gebrüll. Doch schon, als fahre der Wind durch sie hin, taumelt der eine in diese Gasse, der andere in jene, die rosa Dame fernhin und die weiße, das Blütenkind hinüber, einsam ins Dunkel. — Wie wird dein Tag, dein Sonntag sein, Kind, und wie dein Erwachen?

Das Tram dröhnt heran. Wir springen hinein. Keine Minute ist zu verlieren.

Später geh' ich vom Bahnhof zurück. Immer noch Menschenleere. Doch den See seh' ich nun, in Schleiern, in Silber, und für eine Weile die Sonne, rosenfarben, durchs Silbergeschleier.

Bäckerläden hauchen warmen Duft. Junge Burschen und Mädchen, Skis auf den Schultern, lärmen vorbei.

Nun bin ich im Dunkel der alten Gassen. Durch ein Gäßlein hinauf, da geht wohl mein Weg, an verschlossenen Türen vorbei, zwischen häßlichen Mauern, im Bogen hinan.

Wieder ein Singen?

Aber diesmal klingt es wie fromm.

„Heilsarmee wohl?"

Um Häuser herum.

Wieder ein Platz, auf der Höhe, eine Terrassenanlage, Treppen und Mauer. Dort singen sie.

Ein kleiner Trupp. Vier, fünf Frauen, ein Mann. Es klingt sehr rein, klingt tapfer, im Nebel. Keine Zuhörer, nirgends.

Ein kleiner Trupp, stehen und singen im Nebel, einem Haus zugewandt. Ein abscheuliches Haus. Gräulich Mauerwerk, grün angelaufen, — spärliche Fenster. Niedrige Fenster, quer übergittert. Es braucht es niemand zu sagen: das Zuchthaus.

Ihm singen sie, singen sie rein, singen sie silbern, die Frauen, der Mann, wenden die Augen, den Mund, zu den greulichen Lucken dort oben.

Und sagt jemand neben mir: „Sie singen den Dienstverweigerern, den Verurteilten, den Eingesperrten! So singen sie nun immer, Sonntag für Sonntag."

Das Lied zu Ende. Von den Gittern herab, leise, tönt es: „Bravo!" und noch einmal, wie ein Echo: „Bravo!"

Es ist kalt. Ich fühle, wie meine Hände erstarrt sind; mein Gesicht brennt von Nebel und Kälte. Aber sie singen...

Ich bin schon weit und höre leiser und leiser ihre Stimmen hinüberhin durch die Schleier des Morgens.

Aus Faust.

I. Teil.

Von J. W. von Goethe.

Vom Eise befreit sind Strom und Bäche
Durch des Frühlings holden, belebenden Blick;
Im Tale grünet Hoffnungsglück;
Der alte Winter, in seiner Schwäche,
Zog sich in rauhe Berge zurück.
Von dorther sendet er, fliehend, nur
Ohnmächtige Schauer körnigen Eises
In Streifen über die grünende Flur;
Aber die Sonne duldet kein Weißes,
Ueberall regt sich Bildung und Streben,
Alles will sie mit Farben beleben;
Doch an Blumen fehlt's im Revier,
Sie nimmt geputzte Menschen dafür.
Kehre dich um, von diesen Höhen
Nach der Stadt zurück zu sehen.
Aus dem hohlen, finstern Tor
Dringt ein buntes Gewimmel hervor.
Jeder sonnt sich heute so gern.
Sie feiern die Auferstehung des Herrn,
Denn sie sind selber auferstanden
Aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern,
Aus Handwerks- und Gewerbesbanden,
Aus dem Druck von Giebeln und Dächern,
Aus der Straßen ausschendender Enge,
Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht
Sind sie alle ans Licht gebracht.
Sieh nur, sieh! wie behend sich die Menge
Durch die Gärten und Felder zerschlägt,
Wie der Fluß in Breit' und Länge
So manchen lustigen Nachen bewegt,
Und bis zum Sinken überladen
Entfernt sich dieser letzte Kahn.
Selbst von des Berges fernen Pfaden
Blinken uns farbige Kleider an.
Ich höre schon des Dorfes Getümmel,
Hier ist des Volkes wahrer Himmel,
Zufrieden jauchzet groß und klein:
„Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!"

Goethe in der Schweiz.

Von Ruth Waldstetter.

I.

„Mir ist wohl, daß ich ein Land kenne, wie die Schweiz ist, nun geh mirs wies wolle hab ich doch immer da einen Zufluchtsort." Dieses Wort freudiger Beziehung zu unserer Heimat schreibt Goethe nach der Rückkehr von seiner ersten Schweizerreise an die Freundin Sophie Laroche. Es galt wohl nicht nur der Schweiz als Landschaft, sondern auch dem Lande, in dem eine Persönlichkeit wie Lavater, sein damals begeistert geliebter Freund, wurzeln und leben konnte.

Und wenn Goethe Charlotte Kestner von Altdorf aus grüßt, „aus all der herrlichen Natur heraus mitten unter dem edlen Geschlecht, das seiner Väter nicht ganz unwert sein darf, obs gleich auch Menschen sind hüben und drüben," so ist die volle Empfindung ausgesprochen, die der feurige Sechsundzwanzigjährige für die Schweiz hegte.

Die Tatsache, daß er als reifer Mann zweimal dahin zurückkehrte zu längerem Aufenthalt, zeugt davon, daß er von dem näheren Bekanntwerden mit Gemeinwesen und Landschaft Gewinn für sich erhoffte und fand.

Wenn ihm die erste Reise Offenbarung war, ihm „mannigfaltigen Blick in die Welt" bot, so hat er auf der zweiten und dritten mit der ihm eigenen Gründlichkeit Bodengestaltung, Bebauung, Kultur, Wirtschaft, Verfassung und Volksgebrauch beobachtet. Außer Italien mit seiner bestimmenden Bedeutung für den immer Erneuerungsfähigen hat kein Land außerhalb der jetzigen reichsdeutschen Grenzen den alles wahrnehmenden Blick seines unvergleichlichen Dichterauges mehr gefesselt als die Schweiz. Und aus dem stammverwandten Nachbarland hat der Südwestdeutsche immer wieder wertvolle Persönlichkeiten in sein Vertrauen und in seine dauernde Freundschaft gezogen.

Als Goethe im Juni 1775 seine erste Fahrt in die Schweiz machte, entdeckte er die Schönheit der Berge nicht nur für sich selber, sondern mit einigen seiner Zeitgenossen auch für die Mit- und Nachwelt. Wenn er das Auge den Wundern der Berge öffnete, so fand er Neuland für den menschlichen Schönheitssinn überhaupt. Auch auf dieser ersten Schweizerfahrt steht er bei der Vorbut seiner Zeit, die gemiedene und als „schrecklich" verschriene Bezirke der Natur sich zu eigen machte, die den Weg ins Freie und auf die Höhen fand. Er selber noch schreibt bei der Gotthardwanderung in sein Notizbuch Merkworte wie „allmächtig schröcklich" und „Oede wie im Tale des Todes". Aber er läßt sich weiter locken, er bewältigt mit seiner Seele die Großartigkeit der Umgebung.

„Ich werfe mich der herrlichen Natur gegenüb r auf einen unbequemen Sitz; ich suche sie mit meinen Augen zu ergreifen, zu durchbohren, und kritzle in ihrer Gegenwart ein Blättchen voll, das nichts darstellt und mir doch unendlich wert bleibt, weil es mich an einen glücklichen Augenblick erinnert, dessen Seligkeit mir diese stümperhafte Uebung ertragen hat."

Aber die Schweiz bot Goethe nicht nur einen landschaftlichen Anreiz. Sie hatte durch die Schriften Bodmers und Breitingers, durch Geßners „Idyllen" und Hallers „Alpen" die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt auf sich gezogen. Zürich im besonderen, wo sich ein Kreis von mehr oder weniger bedeutenden Menschen um Bodmer und Breitinger sammelte, galt als ein Kulturzentrum. In Basel wirkte der Menschenfreund Isaak Iselin. Auch ich suchte Goethe am Schluß seiner ersten Schweizerreise auf. Vor allem andern aber zog das Wiedersehen mit dem innig befreundeten Lavater den Dichter an. Er hatte nach längerem Briefwechsel den Verfasser der „Physiognomik" bei dessen Rheinreise kennen gelernt, und eine romantische, fast schwärmerische Freundschaft verband die beiden verschieden gearteten Männer, den zum Mystizismus neigenden moralisierenden Pfarrer und den Dichter des Werther. Beiden war gemeinsam ein äußerst beweglicher, nach allen Richtungen hin suchender Geist. Lavaters Bestrebungen, das Seelenbild des Menschen aus Anzeichen der Gesichtsbildung sozusagen abzulesen, wie sein von den Zeitgenossen allgemein gerühmter persönlicher Charme hatten Goethe eingenommen.

Als die mit Goethe befreundeten jungen Grafen Stollberg im Mai 1775 in Frankfurt eintrafen, um von dort in die Schweiz zu fahren, kam für den Dichter die Gelegenheit erwünscht, auf einer gemeinsamen Reise sich aus den gewohnten Verhältnissen herauszureißen. Er entfloh der Herzensverwirrnis, in die er durch seine Neigung zu Lili Schönemann verstrickt war. Am 15. Mai brach die Reisegesellschaft auf, in die Werthertracht gekleidet, blauer Frack, gelbe Weste und gelbe Beinkleider. Goethe betrat die Schweiz getrennt von den Gefährten in Schaffhausen. Auf jeder Reise in unser Land hat er den Rheinfall besucht und meistens einen ganzen

Und mir ist, wir seien wieder im Anfang unserer Zeiten, damals, da die ersten Christen den verfolgten Genossen Trost brachten und Labsal, — damals, da aus dem Reiche des Geldes, des Wohllebens, der Laster, der Unzucht, durch Opfer und Tränen und Mut eine neue Welt himmelan wuchs.

Herwig Anneler.

Schule und Frieden.

Eine Aufgabe für unsere Frauen innerhalb und außerhalb der Schulkommissionen.

Einen bedeutsamen Beschluß, der überall Nachahmung verdiente u. für den insbesondere unsere Frauen sich einsetzen sollten, hat letzten Freitag die Zentralschulpflege der Stadt Zürich durchgeführt. Sie hat nämlich verfügt, daß in allen stadtzürcherischen Schulen anläßlich der Abrüstungskonferenz eine Kundgebung für den Frieden und die Abrüstung veranstaltet werden solle.

12 Kundgebungen fanden statt, elf am Nachmittag, eine für die Gewerbeschüler am Abend. Mehr als 15,000 Schulkinder zogen, feierlich begleitet vom Geläute sämtlicher Glocken der Stadt, in die verschiedenen Kirchen, wo Lehrer und Pfarrer Ansprachen an die Jugend hielten, die Friedensideale ihr vor Augen stellten und die durch die Welt strömende Abrüstungssehnsucht schilderten. Orgel- und Musikvorträge und gemeinsamer Gesang eröffneten und schlossen die Feiern. Mit gespannter Aufmerksamkeit hingen die Kinder an den Lippen ihrer Vortragenden; in wieviel Kinderherzen mag da der heiße Wunsch und Wille aufgestanden sein, mitzuhelfen, daß solche Greuel, wie sie der letzte Krieg bot, die Menschheit nicht wieder heimsuchen. Welch einen Eindruck muß es auf sie gemacht haben, als man ihnen schilderte, daß wenn der Zug der im Kriege Getöteten in Viererreihen an uns vorbeizöge, dieser Zug zwei Monate lang, Tag und Nacht dauern würde. Kinderherzen sind für das Gute und Ideale empfänglich; man könnte für das Pflänzlein Frieden keinen bessern Boden finden, auf dem es sich zu einer starken Pflanze entwickeln könnte.

Es wäre sehr zu wünschen, daß in allen Schulen unserer Schweiz diese Zürcher Kundgebung der Jugend ihre Nachahmung fände. Wollen unsere Frauen das nicht an die Hand nehmen? Es wäre gesegnete Arbeit für den Frieden.

Maria Montessori in Zürich

am 15. und 16. März.

Dr. H. D. Maria Montessoris Größe liegt vor allem im praktischen Wirken, liegt auch in der schriftlichen Darlegung ihrer Ideen (denn ihre Bücher haben begeisterte Leser gefunden), aber wohl kaum im Vortragen. Der Kontakt zwischen ihr und den Zuhörern blieb so lose, daß viele enttäuscht nach Hause gingen. Weniger, weil der Inhalt des Gebotenen unbefriedigt ließ (obwohl z. B. der erste Vortrag den Montessori-Kennern durchaus nichts neues bot), sondern weil die Art des Vortragens den Erwartungen nicht entsprach. Man hat die innere Begeisterung vermißt, die mitreißen und überzeugen sollte, hat vergebens auf das Bezwingende gewartet, das sonst von so bahnbrechenden und genialen Persönlichkeiten auszustrahlen pflegt. Zwei Faktoren mögen diesen eher etwas lauen Eindruck verschuldet haben: erstens hielt sich Maria Montessori — wie übrigens auch ihre Uebersetzerin — streng an das Manuskript, was zum vornherein eine Verbindung zwischen Vortragendem und Zuhörer erschwert, und zweitens schien sie offenbar (der raschen und monotonen Vortragsweise zu entnehmen), gar nicht mit einem italienisch sprechenden Publikum gerechnet zu haben. Und doch lauschten die meisten ihren Worten begieriger als den nicht immer ganz treffend übersetzten der Dolmetscherin.

Der erste Abend war dem Thema der inneren Haltung des Lehrers bei der alten und bei der neuen Methode gewidmet und behandelte das der ganzen Montessori-Lehre zugrunde liegende Prinzip von der inneren Umstellung des Erziehers dem Kind gegenüber. Denn während in der alten Schule der Lehrer triumphierte, seinen Willen dem Kind aufoktroyiert zu haben, muß er heute lernen, der Diener des Kindes zu sein, d. h. Gehorsam und Wille des Kindes sollen unabhängig vom Lehrer gemacht werden, damit sich die kindliche Eigenart frei entfalten kann. Unbewußt verborgene Kräfte werden auf diese Weise im Kind gefördert und führen zu erstaunlichen Resultaten. Maria Montessori berichtete von Leistungen ihrer kleinen Schützlinge, die an Wunder grenzen.

Zusammen mit der Haltung des Lehrers aber muß auch eine neue Schule wirken. Das Material (worunter die ganze Umgebung des Kindes verstanden ist) soll ihm angepaßt sein, und immer ist der Unterschied zu machen zwischen einem Kindermilieu und demjenigen von Erwachsenen. Ohne geeignetes Material sind die besten Vorsätze unhaltbar. Lebt aber das Kind in der ihm entsprechenden Umgebung, ist es der aktive, der Lehrer der passive, es der handelnde, der Lehrer der beobachtende Teil, so ist seine innere Entwicklung sichergestellt. Die neue Schule, die die Trennung des Kindes vom Erwachsenen durchgesetzt hat, kennt keine Probleme mehr. So sehr hatten die von Dr. Montessori eingerichteten Kleinkinderheime Erfolg, daß in kurzer Zeit Primarschulen nach dem selben Muster in Italien geformt, jetzt sogar schon neue Sekundarklassen nach ihrem Beispiel eingerichtet worden sind. Ja, Holland ist noch weiter gegangen und besitzt bereits ein Montessori-Lyceum, das überraschende Resultate zeitigt.

Die Auffassung der in solch neuen Schulen aufwachsenden Kinder ist frühzeitig und explosionsartig. Sie absolvieren mit Leichtigkeit ein Pensum, das früher von viel älteren verlangt wurde. Zweieinhalbjährige sind total selbständig im Ankleiden, Waschen, Tischdecken und andern häuslichen Arbeiten, vierjährige schreiben und lesen, der Elementarschüler löst die Aufgaben der Sekundarschule. Es scheint, daß die Intelligenz der Kinder gehoben würde. De facto kann sie nicht beeinflußt, wohl aber unterstützt werden, wenn durch geeignetes Material der richtige Kontakt mit dem Kind erreicht wird. Schon Pestalozzi befolgte dieses Prinzip und erzielte deshalb jene phänomenalen, spontanen Erfolge bei seinen Schulkindern. Maria Montessori hat es wieder aufgegriffen und erweitert; unzählige Länder schulden ihr Dank für die vielen Stätten der Fröhlichkeit und Ungezwungenheit, die, auf ihrer Lehre fußend, überall für die Kinder entstanden sind.

Einem ganz anderen Thema, nämlich

oem Weg zum Frieden

war der zweite Abend gewidmet. Doppelt fesselnd; denn wenn schon das Thema an sich packt, so interessiert es im speziellen, die Frage von einer so großen Pädagogin behandelt zu wissen. Und wirklich, Maria Montessoris Standpunkt gegenüber dem Friedensproblem war neuartig, tief persönlich und entbehrte nicht packender und origineller Ideen. Vor allem bedauerte sie, daß es noch keine Wissenschaft des Friedens gäbe, so daß jeder Unbefugte darüber sprechen kann. Solche expertenlose Behandlung war der Aufgabe schaden. Auch der Irrtum, im Frieden nur den beendeten Krieg zu sehen, erschwert die Lösung. Darum sollte vor allen Dingen nach jenen versteckten Elementen gesucht werden, die das eigentliche Wesen des Friedens ausmachen; ihre Entdeckung sollte so gut möglich sein wie die bereits erfolgte der Kriegselemente. Daß neben der Kriegswissenschaft eine Friedenswissenschaft entstehe, sollte vorläufig das nächste Ziel sein. Diese Behauptung veranschaulichte Maria Montessori mit dem Beispiel der Pest, die im 14. Jahrhundert die Völker auf furchtbare Weise heimsuchte. Damals war ein Massensterben, das selbst die Verluste des Weltkrieges überbot. Diesem grausigen Treiben aber konnte erst Einhalt geboten werden, als die Erreger wissenschaftlich erforscht waren. Denn bis zu dieser Entdeckung schrieb man die Schuld den Menschen zu. Absurd scheint uns diese Idee heute; aber machen wir es nicht genau so mit dem Krieg? Bald klagen wir Könige, bald Staatsmänner, bald Feldherren an. Sie sind so wenig schuld wie damals die Menschen an der Pest. Und fand man dort die Ursache in ungenügender körperlicher Hygiene, so wird sie heute beim Kriegs- und Friedensproblem in der ungenügend seelischen Hgiene zu suchen sein.

Diese Auffassung aber führt zur Erziehung und wer nun genau beobachtend neben den Kindern lebt, wird bald eine Hauptwurzel der Kriegsidee finden: den Kampf zwischen Kind und Erwachsenem, zwischen dem Schwachen und Starken, dem Sehenden und Blinden. Der Erwachsene siegt über das Kind und diesem bleibt dann, wenn es selbst erwachsen ist, nichts anderes als eben jener Frieden nach dem Krieg, der doch nichts anderes ist als Zerstörung.

Solange der Erwachsene des Kindes Eigenart unterdrückt, so lange wird der Kampf andauern. Ein schwerer und verantwortungsvoller Krieg, denn von ihm hängt Stärke und Schwäche des Charakters, Klarheit und Unklarheit des Geistes ab. Erkennen wir aber die kindliche Persönlichkeit an, bringen wir zudem das Kind in die ihm entsprechende Umgebung, wird sich uns eine ganz neue Kindlichkeit offenbaren, der Grund zum neuen, bessern Menschen. Dieser in Einheit aufgezogene Mensch wird nichts mehr wissen wollen von der doppelten Moral, die sich in einem Atem für und gegen das Leben bekennt, zur gleichen Zeit haßt und liebt, aufbaut und zerstört. Der neue Mensch in der neuen Welt wird den Krieg überwunden haben.

Das Dasein ohne Kampf ist weder Utopie noch Phantasie. Die modernsten Errungenschaften selbst weisen uns ja den Weg zum großen, ungeteilten Besitz. Wie es niemandem einfällt, die Sonne für sich zu verlangen, so wird auch niemand ausschließlichen Anspruch auf die Stratosphäre, auf die Aetherwellen, auf all diese neu entdeckten, materiallosen Ausstrahlungen erheben wollen. Neue Gesetze gelten für die neuerworbenen Reichtümer, warum quälen wir uns dann im Streit um die alten? Ein unvorhergesehener Aufstieg hat das Feld der Eroberungen in die dritte Dimension erhoben, notwendig ist darum, daß wir zwei dimensionalen Menschen uns mitentwickeln und zur dritten erheben. Die Jugend soll in neuen Schulen für diese neue Welt vorbereitet werden, die sich uns jetzt schon offenbart. Wir Erwachsenen aber müssen uns sammeln, um zu erkennen und um zu einer neuen Menschheit zu organisieren.

Verstehen und helfen....

In einem ausgezeichneten Artikel in der „Nationalzeitung" vom 20. März (Nr. 132) hat der Leiter und Chefarzt des kantonalen Frauenspitals in Basel, Herr Prof. Dr. Labhardt, der seinerzeit die auch an dieser Stelle besprochene, viel beachtete Broschüre gegen die Abtreibung geschrieben hat, auf den Artikel von Frau Thommen geantwortet. Es ist wichtig, daß man diese Stimmen immer wieder hört und immer wieder mithilft an der Aufklärung. Deshalb möchten wir kurz seine Einwendungen gegen die Auffassung Frau Thommens hier weitergeben.

Herr Prof. Labhardt wendet sich in erster Linie gegen die Auffassung, daß die Aerzte je die soziale Indikation zur Schwangerschaftsunterbrechung, also bei Armut, annehmen könnten, sei es doch die erste Aufgabe des Arztes, Leben zu erhalten und nicht zu zerstören. Die Schwangerschaftsunterbrechung sei aber nichts anderes als die Zerstörung eines menschlichen Wesens, dem niemand das Recht absprechen könne, zu leben. Bei den sozialen Erwägungen handle es sich aber übrigens nicht nur um das eine Kind, sondern darum, die Belastung der Familie mit vielen Kindern zu verhindern. Ganz abgesehen von den oft geschilderten Gefahren des künstlichen Abortes, ganz abgesehen, daß damit nur den Trieben des Mannes und einer noch größern Rücksichtslosigkeit Tür und Tor geöffnet, die Frau damit nur zum willkürlichen Objekt des Mannes herabgedrückt würde, sei überhaupt die eine Frage zu stellen, ob mit dem künstlichen Abort der Armut wirklich gesteuert werden könne. „Was erreichen wir überhaupt damit?" sagt Herr Prof. Labhardt. „Nichts, gar nichts, als daß die Frau drei, vier oder sechs Monate später wieder vor dem gleichen Problem steht. Wieder ein Eingriff in jene empfindlichen Organe — und wieder und immer wieder." Herr Prof. Labhardt zitiert aus seiner Praxis als Beispiel zwei Fälle, wo bei zwei Frauen wegen tuberkulöser Erkrankung die Schwangerschaft unterbrochen werden mußte. Sie wurden entlassen mit dem dringenden Ermahnen auch an die betreffenden Ehegatten, nun dafür zu sorgen, daß... Die eine kam nach drei Monaten, die andere nach vier Monaten wieder, beide schwanger.

Schwangerschaftsunterbrechung steuere also der Armut nicht, weit besser und richtiger sei die Verhütung. Dazu gehören aber verschiedene Dinge: Eine richtige sexuelle Moral und vor allem eine verständnisvolle Rücksichtnahme des Ehemannes. Wieviel wird allein in dieser Hinsicht an den Frauen gesündigt. Herr Prof. Labhardt nennt aus einer kürzlich erschienenen Abhandlung über 60 arme Familien mit fünf und mehr Kindern den Fall, wo sieben Müttern die operative Sterilisation (die Unfruchtbarmachung) — eine Operation, die keinerlei nachteilige Folgen nach sich zieht — nach der letzten Geburt empfohlen worden war, um weiterm Kindersegen vorzubeugen. Diese Operation kann aber erst drei Monate nach der letzten Geburt vorgenommen werden. Alle sieben Frauen waren aber vor Verstreichen dieser drei Monate wieder schwanger, so daß die Operation dahinfiel. Nicht einmal soviel Rücksicht hatten die Ehepartner aufbringen können. Man sieht auch an diesem Beispiel, wie die Frau durch die Schwangerschaftsunterbrechung aus sozialen Gründen nur immer wieder zum Arzte getrieben und nur immer wieder dem gleichen Eingriff ausgesetzt werden würde. Also nicht Schwangerschaftsunterbrechung, sondern Geburtenregelung durch Vorbeugen sei das Gebot der Stunde. Präventivmittel und eventuell Sterilisation seien jedenfalls die besten Mittel zur Bekämpfung der in jeder Hinsicht gefährlichen Abtreibung.

Die vorgeschlagenen Hilfsmittel hätten ja gewiß auch ihre Fehler, denn ein wirklich gutes und absolut sicheres Präventivmittel besitzen wir zurzeit nicht und die Sterilisation sei wohl zu überlegen, weil sie nicht ungeschehen gemacht werden kann. Aber diese Mittel seien trotzdem jedenfalls die besten zur Bekämpfung der in jeder Hinsicht gefährlichen Abtreibung.

Man kann sicher nicht zu viel von dieser Frage sprechen. Bedauerlich scheint uns dabei nur das eine zu sein, daß sie in eine solche der bürgerlichen und eine solche der sozialistischen Frauen auseinander gerissen wird. Uns will scheinen, wer es mit den Frauen, und gerade mit den armen, gut meint, der könne sie doch gar nicht den sexuellen Rücksichtslosigkeiten der Männer — in den meisten Fällen ist es ja der Mann, der zur Abtreibung drängt und nicht die Frau — und den immer wieder sich wiederholenden Eingriffen — man denke dabei doch auch an die gesundheitlichen Folgen — immer mehr ausliefern wollen, sondern der müsse die Wege gehen, die Herr Prof. Labhardt und mit ihm auch die andern Frauenärzte als die einzig gangbaren empfehlen.

Von der Friedensarbeit der deutschen Frauen.

M. N. In diesen Wochen, da die Augen der ganzen Welt mit Spannung auf die Tagung der Genfer Abrüstungskonferenz gerichtet sind, da insbesondere in allen Ländern Millionen und Abermillionen von Frauenherzen auf die Entscheidung hoffen, die endlich die Gewähr eines wahren Völkerfriedens bringen soll, mag es angebracht sein, etwas über die Friedensarbeit der deutschen Frauen zu berichten. Es erscheint dies umso notwendiger, als man immer wieder aus vielen von außerdeutscher Seite kommenden Aeußerungen den Eindruck gewinnt, daß die Welt nicht so recht an die Friedensbereitschaft des deutschen Volkes glauben wolle. Verfasserin dieser Zeilen hatte erst kürzlich anläßlich eines Auslandsaufenthaltes Gelegenheit, festzustellen, daß die Legende vom „säbelklirrenden Deutschland" nach wie vor in zahlreichen Köpfen spukt und das Mißtrauen vor der Mentalität des „wilhelminischen Preußentums" unentwegt fortdauert. Wer heute in Deutschland lebt und Zeuge der gewaltigen und erschütternden Notzeit eines schwer heimgesuchten Volkes ist, der dart feststellen, daß man sich jenseits der deutschen Grenzen doch wohl in mancher Hinsicht eine gänzlich falsche Vorstellung von der Gesinnung der deutschen Oeffentlichkeit macht. Um es klar vorweg zu sagen: das deutsche Volk wünscht nichts sehnlicher als den Frieden und eine friedliche Zukunftsentwicklung; in dem Lande, das 14 Jahre nach dem verlorenen Kriege schwerer denn je zuvor an den Folgen dieses Krieges zu leiden hat, ist die Erkenntnis der Furchtbarkeit jedes neuen Völkerringens deutlich und stark.

Insbesondere sind es die deutschen Frauen, die mit Einsatz aller ihrer Kräfte um die Gewährleistung des Friedens ringen und die als Staatsbürgerinnen ihre durch die Weimarer Verfassung erworbenen politischen Rechte bewußt in den Dienst einer planvoll und großzügig organisierten Friedenspropaganda stellen. Seit Monaten stehen in Deutschland die Vorbereitungen für die Genfer Abrüstungskonferenz im Mittelpunkt der Arbeit fast aller großen deutschen Frauenvereinigungen, überall zirkulieren die Unterschriftslisten zur Weltabrüstungspetition, in der Frauenpresse und den großen Tagesblättern wird die Abrüstungsfrage nachdrücklichst diskutiert, in Stadt und Land sind Orientierungsvorträge fast aller namhaften Persönlichkeiten der deutschen Frauenbewegung über die Abrüstung an der Tagesordnung — in Berlin, München, Köln und andern Großstädten haben in den letzten Wochen gewaltige und eindrucksvolle Friedenskundgebungen stattgefunden. Man wird diese konsequente Friedensarbeit der deutschen Frauenverbände umso höher einschätzen müssen, wenn man sich vergegenwärtigt, wie ungleich schwieriger eine Friedensverbung bei einem besiegten Volke ist als bei einem siegreichen. Denn man darf bei aller Arbeit für den Frieden in Deutschland niemals außer Acht lassen, daß in weiten Volkskreisen schwere psychologische Hemmungen zu überwinden sind, die jedem Menschen, dem die Begriffe Heimat und Vaterland mehr sind als bloß leere Worte, ohne weiteres verständlich sein müssen. Die Tatsache der durch die Reparationen verursachten wirtschaftlichen Zerrüttung, der sich auch die übrige Welt heute — wenigstens theoretisch — nicht mehr verschließt, der Umstand, daß Deutschland mit seiner über 60 Millionen betragenden Bevölkerungszahl heute einzig über eine Reichswehr von hunderttausend Mann verfügt, während bei

---

Tag oder länger dort verweilt, um das große Naturschauspiel in sich aufzunehmen. Von der dritten Reise aus hat er es ausführlich, wie es sich in verschiedenen Tageszeitungen ihm darstellte, beschrieben.

„Bey der Abendsonne sah ich noch den Rheinfall von oben und hinten.

Wir bestiegen wieder das kleine Gerüste, und es war eben wieder, als wenn man das Schauspiel zum erstenmal sähe. In dem ungeheuren Gewühle war das Farbenspiel herrlich. Von dem großen überströmten Felsen schien sich der Regenbogen immerfort herabzuwälzen, indem er in dem Dunst des herunterstürzenden Schaumes entstand. Die untergehende Sonne färbt einen Theil der beweglichen Masse gelb, die tiefen Strömungen erschienen grün, und aller Schaum und Dunst war licht purpur gefärbt; auf allen Tiefen und Höhen erwartete man die Entwicklung eines neuen Regenbogens. Herrlicher war das Farbenspiel in dem Augenblick der sinkenden Sonne; aber auch alle Bewegung schien schneller, wilder und sprühender zu werden. Leichte Windstöße kräuselnden lebhafter die Säume des stürzenden Schaums, Dunst schien mit Dunst gewaltsamer zu kämpfen, und indem die ungeheure Erscheinung immer sich selbst gleich blieb, fürchtete der Zuschauer dem Uebermaß zu unterliegen und erwartete als Mensch jeden Augenblick eine Katastrophe."

Auf der ersten Schweizerreise hat es Goethe eilig, nach Zürich zu kommen und bei Lavater zu sein. „Der Empfang war heiter und herzlich", und man muß gestehen, anmutig ohnegleichen; zutraulich, schonend, segnend, erhebend, anders konnte man sich seine Gegenwart nicht denken. Fast einen Monat lang lebte Goethe bei Lavater, damals Pfarrhelfer an der Waisenhauskirche, in seinem väterlichen Haus an der Spiegelgasse. Das Haus, heute Nr. 11, trägt am Erker die Inschrift „Das Haus zum Waldries. Hier wohnte von 1741—1778 Joh. Caspar Lavater, bei dem sich 1775 Goethe aufhielt." Hier arbeiten die Freunde gemeinsam an Lavaters vielbändigem Werk der Physiognomik; hier erfreuen sich die beiden, die sich in den Briefen „Bruder" nennen, in geistigem Austausch ihres Beisammenseins. Von der Spiegelgasse aus streifen die beiden durch die schöne Umgebung und führt Lavater den bereits berühmten Gast zu der geistigen Elite von Zürich. Den Besuch bei Bodmer durfte man trotz der Reibungen zwischen alter und junger Dichtergeneration höflichkeitshalber nicht versäumen.

Auch die herzliche, reine Freundschaft, die Goethe ein halbes Leben lang mit einer Schweizerin gepflegt hat, nahm ihren Anfang bei diesem Zürcher Aufenthalt. Barbara Schultheß, die Gattin des Seidenfabrikanten David Schultheß, war etwa 30 Jahre alt, als er sie kennen lernte. Sie scheint eine echte Schweizerin, die nicht viel Worte macht, gewesen zu sein. Goethe, der sie bald mit dem brüderlichen Du anredet, bezeichnet sie mit dem schönen Wort: die Herzliche. Er hat ihr die erste Ausgabe seiner Werke geschickt; er vertraute ihr seine Gedichte und die handschriftlichen Entwürfe seiner Dramen, so den Tasso altweise, an; sein Briefwechsel mit ihr dauerte bis gegen Ende des Jahrhunderts. Den Ur-Meister, die erste Fassung des Wilhelm Meister, kennen wir aus einer Abschrift von der Hand Barbaras und ihrer Tochter, die im Jahr 1910 im Hause eines Nachkommens durch Prof. Billeter gefunden wurde. Leider hat „Bäbe" ihre Goethebriefe kurz vor ihrem Tode 1818 vernichtet.

Den Zürcher Aufenthalt unterbrach der Dichter, um, die Brüder Stollberg zurücklassend, mit einem Frankfurter Landsmann und Freund, dem Theologiestudenten Passavant, eine Fußreise bis auf den Gotthard zu machen. Die Offenbarung der gewaltigen Bergwelt hatte eine so unvergeßliche Wirkung auf Goethe, daß er noch nach mehr als dreißig Jahren in „Wahrheit und Dichtung" sie in wundervoll lebendigen Worten zu schildern vermochte.

Am 19. Juni 1775 sieht Goethe zum erstenmal den Schauplatz der Tellsage. Sie muß sich ihm schon damals tief eingeprägt haben: denn das Tagebuch vermerkt mit auffallender Genauigkeit „Gegen 2 dem Grütli über wo die drei Tellen schwuren, drauf an der Tellen Platte, wo Tell aussprang. Drauf 3 Uhr im Flüely, wo er eingeschifft ward, 4 Uhr in Altdorf, wo er den Apfel abschoß"; auf dem Rigi sieht er das Nebelmeer „von wallendem Rahmen umgeben, eine klare, herrliche, sonnenbeschienene Welt". Auf dem Gotthard widersteht er der verlockenden Aufforderung seines Freundes, noch nach Italien hinunterzusteigen; schon damals beschränkt er das Maß der Erlebnisse und Eindrücke, um die gewonnenen verantwortungsbewußt desto gründlicher auszuschöpfen. Am stärksten klingt wohl sein Eindruck der Schweizer Natur wider, wenn er auf der Rückreise vor dem Straßburger Münster ausruft: „Vor dir, wie vor dem schaumstürmenden Sturze des gewaltigen Rheins, wie vor der glänzenden Krone der ewigen Schneegebirge, wie vor dem Anblick des heiter ausgebreiteten Sees und deiner Wolkenfelsen und wüsten Täler, grauer Gotthard! wie vor jedem großen Gedanken der Schöpfung wird in der Seele erg, was auch Schöpfungskraft in ihr ist."

Die Summe des Gewinnes von dieser ersten Schweizerreise bezeichnet der Dichter in einem Briefe vom August 1775 mit den Worten: „Von meiner Reise in die Schweiz hat die ganze Zirkulation meiner kleinen Individualität viel gewonnen."

Arbeitslosigkeit, — eine Weltnot.

Von Dr. J. v. Schubert.

Ueber die Jahresschwelle mit uns geht das Heer der Arbeitslosen in der ganzen Welt. Sie stehen in Europa, in Amerika, in Ostasien vor den Schaltern der Zeitungen und der Aemter. Sie ziehen in allen Ländern über die Straßen und suchen Arbeit, Brot, ein Nachtlager.

Leider steht das Wort Arbeitslosigkeit heute schon in Gefahr seine Mahnkraft an Alle zu verlieren, in unsern Köpfen zu einem feststehenden Begriff zu werden, die Vorstellung von einem allgemeinen Uebel moderner Weltwirtschaftsordnung, — sofern man nicht Weltwirtschaftsunordnung sagen will. „Arbeitslosigkeit" ist ein Glied in der Kette aller wirtschaftlichen Erscheinungen geworden, die uns in diesen Jahren so schwere Rätsel aufgeben. Wir ratschlagen, konferrieren, erforschen, schließen Verträge, machen Verordnungen, rufen Kommissionen ins Leben — das ist aber nur eine Seite. Sie wird lebendig durch die andere: die menschliche Teilnahme, das Wissen vom Elend. Wir brauchen das Leben, nicht nur das wirtschaftliche Nerveexempel.

„Arbeitslosigkeit" ist in jedem Falle ein menschliches Einzelschicksal und bleibt es, ganz gleich, ob es auch millionenfach in der Welt erlebt wird. Der Weg von Arbeitsstelle zu Arbeitsstelle, von Tür zu Tür ist der Kampf eines einzelnen Menschen.

Vor einigen Tagen war ein Arbeitsloser auf Wanderschaft an der Tür. Ich trat kurz danach aus dem Hause. Es war kalter Morgen. Die Mülleimer standen an der Straße. Einige waren ungeschlossen und boten ihren Inhalt dar. Mich fiel auf einen frischen halben Salatkopf, angefaulte Aepfel und an-

den Nachbarstaaten Millionenrüstungen stattfinden, die Tatsache ferner, daß weite Strecken kerndeutschen Gebietes abgetrennt und schutzlos fremder Willkür preisgegeben sind — so beginnt z. B. heute die polnische Grenze 2½ Eisenbahnstunden von der Reichshauptstadt und tagtäglich erfährt die deutsche Oeffentlichkeit von neuen Grenzchikanen — all dies schafft in einem Volke, dem die Liebe zur Heimat eingeboren ist, eine Atmosphäre dumpfer Hoffnungslosigkeit, so daß es schwer ist, das Vertrauen in die Möglichkeit eines allgemeinen Weltfriedens wachzurufen. Dieser Zustand ist kürzlich in einer Versammlung der Berliner Ortsgruppe des „Weltfriedensbundes der Mütter und Erzieherinnen" anläßlich der Anwesenheit der französischen Gründerin Mme. Eidenschenk-Patin von Dr. Susanne Engelmann, der Berliner Vorsitzenden, deutlich charakterisiert worden. Als Mme. Eidenschenk zugleich mit der Friedensgesinnung der französischen Frauen ihr Mißtrauen gegenüber den radikalistischen Tendenzen der deutschen Jugend betonte, wies Frau Dr. Engelmann darauf hin, daß die heutigen jungen Generationen in Deutschland, deren Väter im Felde starben, deren Mütter durch die tiefste Not das Vertrauen in die Zukunft verloren haben, gerade weil sie der absoluten Hoffnungslosigkeit entrinnen wollen, mit Naturnotwendigkeit nach einer hohen Idee suchen, an der sie sich aufrichten können und deswegen denjenigen Persönlichkeiten, die ihnen die Idee des Vaterlandes als höchstes Gut schilderten, zustrebten. Das Schicksal dieser im Kern gesunden, tapferen, um hohe Ziele ringenden Jugend aber ist es, daß sie im Glauben, einem kompromißlosen Ideal zu dienen, sich in den Mitteln vergreift und über die Stränge schlägt. Hier setzt die große Aufgabe der Mütter ein, die den oft fehlgeleiteten Ueberschwang der gärenden Jugend durch Güte und Besonnenheit zu mildern trachten müssen. Aber nicht nur die Frauen Deutschlands haben hier ihre wesentliche Aufgabe, die Frauen der Welt müssen sich mit ihren deutschen Schwestern solidarisch erklären im Kampf gegen den Klassen-, Rassen- und Völkerhaß, sie können viel leisten, wenn sie bei den Regierungen aller Länder nachdrücklichst betonen, daß es die höchste Menschheitsaufgabe ist, der Jugend aller Völker die notwendigen Existenz- und Entwicklungsbedingungen zu garantieren, wie es nur durch den Frieden und gegenseitige Verständigung und Hilfsbereitschaft aller für alle geschehen kann.

Wenn wir außerdem noch erwähnen, daß die Tatsache, daß die pazifistische Bewegung in Deutschland bis vor kurzem vorwiegend von mehr oder weniger als links radikal geltenden Kreisen getragen wurde, so daß aus diesem Grunde eine Friedensarbeit in den konservativ eingestellten deutschen Volksschichten von vorneherein mit Mißtrauen aufgenommen wird, so ist damit eine weitere Schwierigkeit der pazifistischen Werbung gekennzeichnet. Deshalb muß man bei aller Arbeit für dieses Ziel besonders betonen, daß Friedensarbeit zugleich eine *im tiefsten* Sinne nationale Arbeit ist und immer sein soll: wodurch denn könnte man seine Liebe zu Heimat und Vaterland besser beweisen, als daß man dem Volke, dem man angehört, den Frieden zu gewährleisten sucht. Selbstverständlich aber kann es sich bei einem dauerhaften Frieden nur um einen Zustand handeln, der auf der Basis absoluter Gerechtigkeit und Gleichberechtigung ohne Benachteiligung einer einzelnen Nation zwischen den Völkern aufgebaut wird. Die deutschen Frauen haben diese Anschauung in dem von ihnen unterzeichneten Manifest zur Abrüstungskonferenz deutlich zum Ausdruck gebracht, sie vertrauen darauf, daß ihre Schwestern in den übrigen Ländern sie verstehen und Seite an Seite mit ihnen dem gemeinsamen Ziele des Völkerfriedens zustreben werden. Sind doch, wie die preußische Landtagsabgeordnete Frau Martha Dönhoff kürzlich bei einer machtvollen Friedenskundgebung der rheinischen Frauenverbände in Köln treffend sagte, „Frau und Krieg zwei einander völlig fremde Welten, die niemals zusammen kommen können". Und sind daher nicht heute die Frauen in aller Welt in besonderem Maße jener furchtbaren seelischen Spannung preisgegeben, die in so unvergleichlicher Weise in der prophetisch anmutenden „Friedenslitanei" zum Ausdruck kommt, welche die deutche Dichterin Ina Seidel am Tage der Unterzeichnung des Versailler Vertrages veröffentlichte?

„Wir Völker Europas, satt sind wir und trunkenen Mutes,
Sind müde des klaffenden Fleisches und überdrüssig des Blutes.
Nicht länger begierig, eins vom Herzen des andern zu kosten —
Wir wuschen die Hände — wir lassen die Waffen rosten.
Das Feuer erlischt — der Kessel kommt aus dem Sieden —
Wir haben den Frieden...

Wir Völker Europas heben Gemurmel an,
Weil keins das Gemurmel der Tiefe bezähmen kann —
Wir machen des Tages ein grausam grelles Geschrei,
Aber die Nacht läßt das Herz aus dem Käfige frei.
(So redet das Wasser von ewig und wußte nie, was es hieß)
Wir murmeln, Mund neben Munde, und unser Gemurmel ist dies:

Wir Völker Europas haben unsre Knaben erschlagen.
Wir Völker Europas haben unsre Männer erschlagen.
Wir haben Frauen und Kinder geschunden.
Hunger und Seuchen losgebunden.
Wir haben Städte geschleift.
Saaten verschwendet, eh' sie gereift...
Wir armen Völker Europas — wem sollen wir es klagen?
Wir haben alles — alles zerschlagen — zerschlagen — zerschlagen.

Wehe, wir wollen es heimlich sagen —
Wehe, wir wollen es leise klagen:
Sonne ist da und Mond ist da —
Strom und Wein und Korn sind noch nah —
Aber wir Völker Europas verderben —
Wir sterben —"

Genossenschafterinnen aus aller Welt in Basel.

Die internationale genossenschaftliche Frauengilde hält alle drei Jahre ihre Generalversammlung ab. Der Vorstand hat in der Zwischenzeit nur eine Sitzung, die nun gerade vor einigen Tagen in unserm Lande, und zwar im Genossenschaftsdorf Freidorf bei Basel abgehalten wurde. Wir hatten Gelegenheit, mit den Führerinnen der Genossenschaftsbewegung zusammenzukommen und einige von ihnen öffentlich reden zu hören, und es dürfte auch für andere Frauenkreise von Interesse sein, einiges von ihnen zu erfahren. Der Basler Konsumverein hatte sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, einen öffentlichen Vortragsabend zu veranstalten, an welchem die Damen Heyman aus Belgien, Enfield aus London und Emmy Freundlich aus Wien, die Präsidentin der Gilde, sprachen. Aus allen Vorträgen ging der eine Gedanke der internationalen Solidarität in der Not der heutigen Zeit hervor, und der Wunsch und das Bestreben, auch auf internationalem Boden die Wege zu suchen, die die Krisis beheben können. Die Genossenschaft ist international; sie will den Bedarf erkennen und den Bedarf decken, ein denkbar einfaches Prinzip, dem aber die im allgemeinen herrschenden wirtschaftlichen Methoden nicht im geringsten entsprechen. Heute wird nicht für den Bedarf produziert, sondern zur Ansammlung von Reichtümern. Man ist nicht für einander da, sondern steht im ständigen Konkurrenzkampfe gegeneinander. Die Genossenschaft dagegen vertritt das Friedensprinzip, daß einer für alle und alle für einen da sein und arbeiten müssen, wenn die Welt gedeihen und die Krisis überwunden werden soll. Wollte die Genossenschaft nur billigen Kaffee und Zucker verkaufen, so wäre ihr Wert nicht groß. Sie erstrebt aber anderes: sie will die Solidarität unter den Menschen fördern, sie zur Hilfe und Brüderlichkeit erziehen. Die Frauen haben gerade im Genossenschaftswesen eine hohe soziale Mission zu erfüllen, indem sie ihre Kinder zur Genossenschaftstreue erziehen und selber der Genossenschaft Treue halten. Dadurch stärken sie die Genossenschaft und tragen zum wirtschaftlichen Weltfrieden mit bei. Denn bei den Frauen liegt die Einkaufsmacht; auf sie kommt es an: indem sie einkaufen gehen, verteilen sie die Reichtümer der Welt. Dadurch werden sie die Hausmütter der ganzen Welt. Sie sollen die verwerflichen Methoden des modernen Wirtschaftslebens bekämpfen helfen und beitragen, die Menschheit mit dem Geiste der Gemeinschaft und des Zusammenwirkens zu erfüllen.

Manchen mögen solche Worte als zu hochtrabend erscheinen, und doch ist dies der letzte Sinn der Genossenschaftsbewegung, und gewiß ist vielen der zahlreich erschienenen Frauen durch die begeisterten und überzeugenden Worte dieser Führerinnen erst die tiefere Bedeutung der Genossenschaft aufgegangen. Sie durften spüren, daß sie an einem großen und guten Werke mitarbeiten, wenn sie treu zur Genossenschaft stehen, und daß sie dadurch dem Gedanken des friedlichen Zusammenarbeitens Bahn schaffen. E. V. A.

Haushaltlehr-Prüfungen.

Vergangenen Montag hat in der Haushaltungsschule Sternacker die 20. praktische Haushaltlehr-Prüfung stattgefunden. Schon seit dem Jahr 1922 führen wir in St. Gallen — die Berufsberatungsstelle und der Gemeinnützige Frauenverein zusammen — solche Prüfungen durch, wobei der Frauenverein die Räume zur Verfügung stellt und die Kosten trägt. Es sind bisher 222 Mädchen geprüft und mit einem schriftlichen Ausweis bedacht worden, der Noten in Kochtheorie, Kochen, Hauswirtschaft, Handarbeit und Bügeln enthält. Da wir den Hauptzweck unserer Prüfung darin sehen, zur Rechenschaft über das Erreichte zu verhelfen und zum Weiterlernen anzuspornen, so geht es jeweilen sehr menschlich und lebendig, gar nicht schulmäßig oder bürokratisch zu! Unsere Lehrerin, mit ihrer langjährigen Erfahrung im Prüfen, versteht es meisterhaft, der verschiedenartigen Ausbildung unserer Prüflinge gebührend Rechnung zu tragen. Immer mehr Mädchen melden sich zu der Prüfung, weil die Erkenntnis allmählich durchdringt, daß hauswirtschaftliches Können die notwendige Grundlage vieler schöner Frauenberufe bildet, und daß daher ein Prüfungsausweis nicht nur zur Erlangung besserer Hausdienststellen, sondern auch zum Eintritt in höhere Berufsschulen (Kranken- und Kinderpflege, soziale Arbeit) nötig oder doch sehr wertvoll ist.

Im Laufe des Monats Mai soll eine weitere Prüfung stattfinden. Mindestens 16jährige Mädchen, die ein Jahr oder länger praktisch im Haushalt tätig waren, können sich hiefür bei der Berufsberatungsstelle (Rathaus, Zimmer 65) bis Mitte April anmelden. Dort wird auch jede nähere Auskunft gegeben.

Eine wertvolle Ergänzung zur praktischen Arbeit von Haus- oder Haushaltlehrtöchtern sowie jungen Dienstmädchen bildet die hauswirtschaftliche Theoriestunde, die jeden Donnerstagabend von 8—9 Uhr im Talhofschulhaus stattfindet. Auf ganz einfache Weise werden da die wichtigsten Fragen der Haushaltsführung und der Ernährung mit den Mädchen besprochen. Nach den Frühlingsferien beginnt ein neuer Kurs. Anmeldungen ebenfalls bei der Berufsberatungsstelle.

Zur Schaffung einer Eheberatungsstelle in Basel.

Die Frauenzentrale beider Basel legt, um etwaigen Mißverständnissen vorzubeugen, Wert darauf, zu erklären, daß an ihrer geschlossenen Versammlung vom 17. März nicht über den kommunistischen Antrag gesprochen wurde, wie aus dem Anfang des Artikels in der letzten Nummer, „Ist die Erlaubnis zur Unterbrechung der Schwangerschaft zu erweitern?", geschlossen werden könnte, sondern lediglich über eine im Jahre 1929 verfaßte Eingabe, die vor kurzem wiederum an das Sanitätsdepartement abgesandt wurde. Die betreffende Eingabe befaßt sich mit der Errichtung einer Eheberatungsstelle und wurde außer von Vertreterinnen des Basler Frauenvereins, der Vereinigung für Frauenstimmrecht unterstützt von Vertretern der Med. Gesellschaft, der Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, der Gemeinnützigen und der Pestalozzigesellschaft. Der Orientierung über den Inhalt dieser Eingabe, die Frau Dr. Gschwind-Regenaß übernommen hatte, folgten Beispiele aus der Erfahrung von Frau Dr. Reymond-Tarnutzer. Es wurde keinerlei Resolution gefaßt.

---

dere Küchenreste, die noch verwertbar gewesen wären. Ich wußte, daß zwei Minuten vor mir ein Mensch darauf hingesehen hatte, der ohne Lebensunterhalt war! — Ich schämte mich.

Der Mann ging in einiger Entfernung vor mir her, eine kräftige breitschultrige Gestalt in den besten Jahren. Er hatte noch gute Stiefel; Hose und Hut waren Teile eines einstmals guten Herrenanzuges, sie schienen aus fremdem Bestand; die graue Joppe, abgetragen aber sauber, sah eigener Arbeitskleidung gleich; drüber hing der schmächtige Rucksack. Das Ganze, von Kopf bis Fuß, war mit Sorgfalt getragen. Mit kräftigem federndem Gang schritt er aus. Nur vor den Türen verlangsamte er den Schritt, wurde unschlüssig und unsicher, blieb stehen, sann nach und ging doch wieder weiter. Es ist eine Qual, das anzusehen. Welche Qual ist es, den Weg zu tun?

Beim Anschaun der Häuser, ob ein Bittgang an die Tür geraten sei, sah ich das Holzschnittprofil des braungebrannten Mannes mit gerader Nase und steilem Kinn, Linien schöner männlicher Kraft.

Durch ein Vorgarten war er zögernd in ein Haus eingetreten. Als ich kurz darauf an der Pforte vorbei ging, stand er auf der Stufe vor der Haustür, die sich soeben geschlossen haben mußte. Ich sah: der Mann zog langsam ein Taschentuch aus der Tasche und fuhr sich über die Stirn. Dann kam er auf die Pforte zu. Wie einer, der im Traum geht. Sein Gesicht war etwas gegen den Boden geneigt. Es war nicht bitter, nicht zornig, nicht haßerfüllt. Es war nur bis zum Rand erfüllt von Sorge. Stille, tiefe, unergründliche Sorge.

Ich trat unwillkürlich einen Schritt beiseite vor diesem Gesicht. Er merkte es nicht, stand auf der Straße und nahm seine Wanderung wieder auf. Ich sah, als er so vor mir herging, das Taschentuch noch einmal. Diesmal ging es über die Augen.

Das ist Arbeitslosigkeit: Kraft, die auf der Straße liegt; Güte, die keine Kinder füttern kann; Sorge, die todmüde von qualvoller Wanderschaft heimkehrt. Und ist Neid, Verzweiflung, Haß, die aufgelockerten Boden suchen, wo sie Wurzel schlagen können.

Wir sollten heute schon ihrer Not gedenken.

Vorrat nie ausgehen lassen! Wie herrlich und bequem bei Verlegenheit oder unerwartetem Besuch, von augenblicklich zubereiteten Cremen oder Puddingen eine Auswahl im Hause zu haben. Spezialitäten: Biscuit, „Banago", Chocolat, Vanille- und Mandel-Aroma.
P5000n 765
NAGO COMPLET PUDDING
15 Rp. das 5 Port.-Paket. In führenden Geschäften erhältlich.

P 147—11 G

Haushaltungsschule
„Le Printemps" St-Imier
Alt renommiertes Institut gegründet vor mehr als 35 Jahren. Moderner Komfort. Bescheidene Preise.
Es werden noch 2 Schülerinnen angenomm., ev für 6 Mon.
Prospekt und Referenzen durch die Präsidentin
P 3064 J **Mad. Nicolet-Droz, St-Imier.**

Das Vorurteil gegen Kunsthonig verschwindet
wenn Sie einen Versuch machen mit P8606G
Kunsthonig „Roma"
mit Bienenhonig
2½ kg Kesseli Fr. 3.80
5 „ „ „ 7.20
fko. per Nachn., größ. Bezüge Spez.-Preise
Joh. Beuter, Kunsthonigfabrik, Romanshorn.

CaoTonic Tobler
nährt und stärkt ohne zu stopfen.
Die Portionstablette 10 Cts.
Familienpackung Fr. 2.40
IN PULVERFORM:
Büchsen à Fr. 2.75 u. 1.50
P 2 Y

Ihr Stolz
die Wäsche vom Schwob in Bern

Sie hat aber auch allen Anlaß, stolz zu sein und sich zu freuen.

SCHWOB-Qualitätswäsche

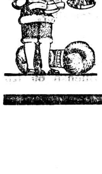
vereinigt Schönheit mit größter Dauerhaftigkeit und vorteilhaftem Preis. In der Tat kommt SCHWOB-Qualitätswäsche, dank direktem Verkauf ab Fabrik, nicht teurer zu stehen; billiger sogar als irgend ein weniger gutes Fabrikat.

Ueberzeugen Sie sich selbst von diesen Vorzügen. Verlangen Sie heute noch, ohne irgendwelche Verbindlichkeit für Sie, Muster und Offerte.

P 57 Y

Ausfüllen — Ausschneiden — Einsenden
Ich bitte Sie um kostenlose und unverbindliche Zustellung Ihrer Muster in Bett-, Tisch-, Küchenwäsche, Toilettentüchern, Leibwäsche. (Nichtgewünschtes streichen.) Schw. Frauenbl.
Name:
Adresse:

Schwob & Co
Leinenweberei
Hirschengraben 7
Bern
SCHWOB


„GERBER-TRIKOT" ist maschenfest und läßt sich wie Tuch verarbeiten! (Billig per Gewicht) **Auch Sie erhalten auf Wunsch eine Auswahl** (ganz unverbindlich für 8 Tage franko gegen franko)
Billige Tricot-Resten zur Ansicht!
Seidene, wollene und baumwollene TRIKOT-RESTEN, in ausreichend großen Stücken, passend zu Selbstanfertigung sämtlicher Trikotagen, wie Wäsche, Kleidli etc. können fortwährend per Gewicht billig abgegeben werden. - Lassen Sie sich eine Auswahl zukommen, sowie auch die **neuesten Muster von WOLLGARN** mit Preisliste.
GERBER - TRIKOT. - REINACH AARGAU
(Wiederverkäufer erhalten Rabatt) P 2493 A (Telephon Nr. 197)

Frauenwerke.

Alkoholfreies Volksheim zum „Schloß" in Romanshorn.

Am 5. März wurde in Romanshorn in Gegenwart von Vertretern der thurgauischen Regierung, der Ortsbehörden, der Schweiz. Stiftung für Gemeindehäuser und Gemeindestuben und zahlreicher gemeinnütziger Vereine das vollständig umgebaute „Schloß", das vom gemeinnützigen Frauenverein Romanshorn als Volksheim betrieben wird, eingeweiht. 1918 aus Privathand von der Gemeinde angekauft, wurde es 1919 dem Frauenverein übertragen, der seit damals das Haus mit geringen Umänderungen zum Volksheim umgestaltete und mit bestem Erfolg leitete. Der bisherige Erfolg ermutigte den Frauenverein, einen großzügigen Umbau vorzunehmen. Eine Obligationenanleihe war in zwei Tagen überzeichnet. Durch den Umbau gewann das am schönsten Punkte von Romanshorn, in der Nähe des städtischen Parkes gelegene Heim praktische Wirtschaftsräume im Untergeschoß und Parterre, Sitzungs- und Versammlungsräumlichkeiten im ersten Stock, 20 gut eingerichtete Einzel- und Doppelzimmer und Räumlichkeiten für das Personal in den übrigen Stockwerken. Die zweckdienliche, einfache aber gediegene Umbaute besorgte die Firma Weideli in Kreuzlingen. Romanshorn besitzt in diesem Volksheim ein Wahrzeichen mutiger und besonnener Frauen-Arbeit und ein innen und außen gefreutes Werk sozialer Hilfsbereitschaft. K. S.

Von Büchern.

„Die politische Tat der Frau", „Parlamentarische Frauenarbeit", Teil I und II. Von Regine Deutsch. Von diesen Schriften hat der Bund deutscher Frauenvereine, wie sein „Nachrichtenblatt" mitteilt, einen Teil der Restauflagen erworben, den er zu außerordentlich günstigen Preisen anzubieten in der Lage ist. Die drei Schriften kosten einzeln 0.50 Rm., zusammen 1.25 Rm.

Die Bücher von Regine Deutsch stellen eine Zusammenfassung deutscher parlamentarischer Frauenarbeit bis zum Jahre 1928 dar. Sie sind als historisches Material außerordentlich wertvoll, nicht nur für deutsche Frauen, sondern gerade auch für uns Schweizerinnen, denen es als Beweismaterial für parlamentarische Frauenarbeit und parlamentarische Befähigung der Frauen überaus schätzenswert ist, weshalb wir unsere Leserinnen auf diese Gelegenheit, diese wertvollen Schriften zu erheblich verbilligtem Preis zu erstehen, ebenfalls aufmerksam machen möchten. Bestellungen sind zu richten an die Geschäftsstelle des Bundes deutscher Frauenvereine, Berlin W. 30, Motzstraße 22.

Versammlungs-Anzeiger.

Zürich: Dienstag, den 29. März, abends 8 Uhr, in der St. Jakobskirche, Außersihl: **Kundgebung der Kreuzzug-Jugend.** W. Nestler referiert über **moderne Kriegsmethoden.**

Redaktion.

Allgemeiner Teil: Frau Helene David, St. Gallen, Tellstraße 19, Telephon 25.13.

Feuilleton: Frau Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142. Telephon 22.608.

P 10 Y

Vertrauen.

Geht man zum Arzt, so erkundigt man sich vorher sorgfältig nach seinen Kuren und sucht sich den aus, der am meisten Vertrauen einflösst. Dieses Vertrauen regiert eine Unmenge unserer Handlungen: Ob wir einen geistlichen oder politischen Führer über uns setzen, ob wir einen Freund oder eine Frau wählen, ob wir ein Haus oder auch nur eine Zahnbürste kaufen, immer werden wir bewusst oder unbewusst von diesem Vertrauen geführt.

Wie könnte es da anders sein bei der Wahl der Nahrung, von der unsere Gesundheit und unsere Leistungsfähigkeit abhängt! Je höher die Ansprüche sind, die an uns gestellt werden, desto sicherer müssen wir uns darauf verlassen können, dass unsere Gesundheit nicht versagt. Da ist nur das Beste gut genug.

Die meisten Nahrungsmittel enthalten nur eine oder zwei Nährstoffgruppen. Ovomaltine enthält sie alle im Verhältnis, wie der Körper ihrer bedarf. In vielen Nahrungsmitteln fehlen die Vitamine. Ovomaltine ist reich daran. Selbst hochwertige Nährprodukte bedürfen oft beträchtlicher Kraftaufwände für Aufschliessung und Verdauung. Ovomaltine ist nicht nur leichtverdaulich, sondern sie fördert durch ihren Diastasegehalt geradezu die Aufschliessung der Kohlenhydrate

OVOMALTINE

verdient Ihr Vertrauen!

Nur Ovomaltine schafft Ovomaltine-Erfolge

Preise: Fr. 2.— die Büchse zu 250 gr.
Fr. 3.60 die Büchse zu 500 gr.

Dr. A. WANDER A.-G., BERN

A 214

LOEWEN-APOTHEKE

Bahnhofstrasse 58

Dr. B. Heierli, Apothekerin, Zürich

Gewissenhafte Ausführung sämtlicher Rezepte.
In- und ausländische Spezialitäten.
Homoeopathie. **Depot Dr. Schwabe, Leipzig.**
Telef. 33571. Bestellungen prompt und franko. (P 250 Z)

Ecole nouvelle d'infirmières de Genève.

Krankenpflegerinnenschule mit beruflicher Ausbildung. P 18641 X

Ecole de puériculture.

Säuglingspflegerinnenschule, mit eigen. Säuglingsheim. Aerztl. Leitung. Diplom nach einem Jahr.

Ecole complémentaire.

Vorbereitungskurs: Anfang 15. April.
Vorbereitungskurs für Hausfrauen- und Familienpflichten. Allgemeine Bildung.

Direktion: **Frl D. Warnery und Frl. Y. Ritter, 6, Rue du Petit-Salève. Genève.**

Die bekannten

Kochkurse in Heiden

Pension Weiss

beginnen am **12. April und 2. Mai.** Dauer 4 und 6 Wochen.
Feine und bürgerliche Küche. Süsspeisen. Logis im Hause.
Prospekte. Tel. 127. P 1052-12 G
Fachmännischer Leiter: **R. Mock-Weiss, Küchenchef.**

Ecole d'études sociales pour femmes, Genève

subventionnée par la Confédération.
Semestre d'été: 11 avril au 2 juillet 1932.
Culture féminine générale - Préparations aux carrières d'activité sociale,
de protection de l'enfance, direction d'établissements hospitaliers, bibliothécaires, libraires-secrétaires, laborantines. **Cours ménagers au Foyer de l'Ecole.** Programme (50 cts.) et renseignements par le secrétariat, rue Chs. Bonnet, 6. P 4488 X

GENF

Junge Töchter, welche in Genf Kurse besuchen, finden Familienanschluß, französische Konversation. Unterricht in gebildetem Kreise. Bescheidener Preis. Referenzen stehen zur Verfügung. **Mme. M. Hœnger** 2 Avenue Dumas, Genf-Champel. P 1768 X

Ferien an der Adria

in Familienpens. (Schweizer), schönste freie Lage nächst Trieste am Meer. Badestrand. Abwechslungsr. veget. Kost. Obstkuren. Preise 18—25 Lire tägl. Adr: **Ing. R. Lutz, Trieste** P 8510 G **Via Valdirivo 9**

Den Druck Ihrer

Jahresberichte

besorgt vorteilhaft

Buchdruckerei Winterthur

vormals G. Binkert A. G

Zürich: Seidengasse 12, Nähe Hauptbahnhof (Telephon 31.041)
Winterthur Turnerstraße 2 Telephon 30.65
Basel: Sternengasse 4 (Telephon Saff. 7792) Reinacherstraße 67 (Teleph. Saff. 7061)
Bern: Zeughausgasse (20 Tel. Boll. 7451), Spitalackerstr. 59 Mühlemattstraße 62

209-12

MIGROS

St. Gallen: Burggraben 2 (Telephon 1744)
Schaffhausen: Bahnhofstraße 4 (Telephon 18.30)
Luzern: Grabengasse 8, „z. Graggentor" (Telephon 1181 Moosstr. 18 (Telephon 2480)
Aarau: Zollrain 5 (Tel. 14.50,
Biel: Neuengasse 41
Herisau: Asylstraße 52
Rorschach: Reithahnstr. 7

Wir geben nachstehend unser Schreiben an den Herrn Präsidenten der kürzlich geschaffenen Butter-Zentrale bekannt:

Zürich, den 18. März 1932.

Herrn Dr. h. c. B. Jäggi,
Präsident des Verbandes Schweiz. Konsumvereine,
Präsident der Butter-Versorgungsstelle,

Bern.

Das Volkswirtschafts-Departement weist uns an Sie als Präsidenten der Butter-Versorgungsstelle („Butyra"), um wegen unserer Aufnahme in Kommission und Ausschuß dieser Stelle zu verhandeln. Wir beantragen diese Aufnahme unter Wiederholung der Bedingung, unter welcher wir mitwirken würden, nämlich, daß in Kommission und Ausschuß der „Butyra" neben der Behandlung der Geschäfte insbesondere folgende radikale Bestrebungen Raum hätten:

1. Ausarbeitung von konkreten Projekten, wie die „Butyra" so schnell wie möglich durch ein **nicht monopolartiges** Preisregelungssystem ersetzt werden kann.
2. Neue Mittel und Wege müssen gesucht werden, den Milchproduktenkonsum im Inland und deren Export zu fördern.
3. Die ganze Last der Milchpreis-Stützungsaktion darf nicht auf einem **einzigen** Produkt, dem lebensnotwendigen Nahrungsmittel **Butter** ruhen und dessen Preis im Verhältnis zur Weltmarktlage auf lange Dauer unerhört überteuern; denn überteuerte Butterpreise bedeuten eine Schädigung der Volksgesundheit und schaden dem Produzenten, weil sie in dieser schwierigen Zeit, den Leuten die Verwendung der Butter abgewöhnen zugunsten der Kunstfette.

Wir sind mit Ueberzeugung der Ansicht, daß die „Butyra" der Ort ist, wo nicht nur die laufenden Preisregulierungsgeschäfte besorgt werden sollen, sondern auch wichtige prinzipielle Fragen, die mit der Senkung des Butterpreises zusammenhängen. Vor allem sitzen in der „Butyra" die Milchproduzenten, die Butterunion, der Butterimporteur-Verband, der Verband Schweiz. Konsumvereine und event. die Migros zusammen mit dem Direktor für Landwirtschaft des eidg. Volkswirtschaftsdepartements. Da sind alle Stellen beieinander, die für die Ausarbeitung von Vorschlägen zur Butterpreissenkung z. H. des Bundesrates in Betracht kommen. Ist es möglich, den Butterpreis zu senken, ohne daß der Milchpreis gedrückt wird?

Ja, wir schlagen zum voraus vor: Wein und Bier sollen die Last tragen, nicht die Butter, und zwar

1. Durch einen ausgiebigen — **nicht einen kompromißlichen** — Malzzoll.
2. Durch die Schaffung einer Weineinfuhr-Zentrale nach dem Muster der Butterversorgungsstelle.
3. Durch zeitgemäß stärkere Belastung der Schnäpse.

Damit würde erreicht:

A. Das **Bier** würde nicht verteuert, da es jetzt schon einen stark übersetzten Preis hat und die Handelsspanne in den Läden — konsumvereinlichen und andern — ohnehin prozentual viel zu hoch ist (weil die Migros keinen Alkohol verkauft). Die Mehrbelastung müßte vom Brauer getragen werden und würde kaum den Wirt treffen, dem vom Brauer in der Regel gerade soviel gelassen wird, daß er existieren kann, was er auch künftig im eigenen Interesse tun muß. Mehreinnahmen bei ungeniertem Zugreifen schätzungsweise 5 Millionen Franken.

B. **Der Wein.** Die halbstaatliche Wein-Einfuhrstelle würde sämtliche Faktoren für Importwein erhalten und ihrerseits die Weine dem Konsum zuführen unter einer Belastung von z. B. 20 Rp. per Liter. Das würde im Jahr ca. 20 Millionen Franken ausmachen. Auch hier würde dem Konsumenten das Produkt nicht oder ganz unwesentlich verteuert, indem — wie Sie als Präsident des Verbandes Schweiz. Konsumvereine, der der größte Weinimporteur ist, am besten wissen — die Konsumvereine und der Ladenhandel jetzt ca. 100 Prozent als Handelsspanne auf Wein (als Nicht-Migros-Artikel und daher Rosine im Kuchen) genießen.

C. **Schnäpse** aller Art könnten unbedenklich mit 5 Millionen Franken jährlich mehrbelastet werden. Auch davon dürfte der Konsument nicht zuviel verspüren, wenn die Preisüberwachung des Volkswirtschaftsdepartementes wirklich funktioniert.

Durch diese Maßnahme könnte den Milch- und den Weinproduzenten geholfen werden; **den ersten ohne daß der Milchpreis für die Produzenten gesenkt werden müßte**, denn die Belastung der Weineinfuhr mit 20 Rp. pro Liter würde 22,5 Millionen Franken (bei einer letztjährigen Weineinfuhr von ca. 112 Millionen Liter) ergeben, also per Kilo konsumierte Butter (25 Millionen Kilo pro Jahr) 95 Rp., wodurch dieses wichtige Nahrungsmittel billiger an den Produzenten abgegeben werden könnte, also ohne Senkung des Milchpreises. Dabei sind die Einnahmen aus dem Malzzoll und der Schnapsbelastung nicht berücksichtigt.

Herr Präsident! Dutzende Male ist an den Butter- und Eiereinfuhr-Kommissionen von seiten der Regierungspersonen und speziell auch Ihrerseits das Wort gebraucht worden: Die allgemeinen Interessen müssen vorgehen in diesen schweren Zeiten — ja sogar die reinen Konsumenten-Interessen stehen nicht mehr in erster Linie! Nun ist der Moment da, das in die Tat umzusetzen. Gerne werden wir in loyalster Weise mitarbeiten, um ein flottes Programm aufzustellen: Die „außerordentlichen Vollmachten" bringen zugegebenermaßen schwere Belastungen für den Konsumenten. Da liegt eine greifbare und ausführbare Gelegenheit vor, die Vollmachten einmal zu einem Eingriff in die Privatwirtschaft zu verwenden, der allgemeine Billigung fände und im Volk wahre Dankbarkeit auslösen würde.

Die einzige Schwierigkeit, die zu überwinden wäre, sind die bestehenden Handelsverträge. Aber gegen eine Zentralstelle könnte nicht soviel eingewendet werden wie gegen Zollerhöhung. Sodann würde immer noch die Möglichkeit bleiben, gewissen Ländern Kontingente zum alten Zoll einzuräumen und dadurch sogar handelspolitische Vorteile zu erzielen.

Wir machen Sie höflich darauf aufmerksam, daß sich der Konsumverband dadurch wieder etwas den **Prinzipien der „Rochdaler Pioniere"** nähern würde, die es bekanntlich ganz ablehnten, alkoholische Getränke zu vermitteln. Auch würden Sie dadurch einem **Programmpunkt der Sozialdemokratischen Partei** — auf die sich die Konsumgenossenschaften immer ausschließlicher einstellen — gerecht.

Sehr wichtig ist sodann, daß der einheimische Weinbau, speziell der schutzbedürftige der Waadt, endlich etwas geschützt würde — hat sich doch der Bauernsekretär der Waadt bitter bei uns beklagt, daß er den „Waadtländer" selbst zu einem Preis von 65 Rp. den Liter nicht verkaufen könne (auch nicht an Sie), obwohl dieser Wein im Detail zu Fr. 1.20 verkauft werde!

Warum helfen Sie unbedenklich Butter verteuern, um dem Bauern zu helfen, und würden beim Wein unter gleichen Bedingungen den Bauern nicht helfen?

Anläßlich der Abstimmung über die Alkoholvorlage erschien im „Beobachter" Ihr Bildnis mit der Bemerkung, daß der übermäßige Alkoholgenuß der Volksgesundheit schädlich sei: Noch nie bot sich eine so schöne Gelegenheit, dieser Einsicht die konsequente Tat folgen zu lassen.

Herr Präsident, nehmen Sie uns in Kommission und Ausschuß auf, und wir werden Gelegenheit haben, zu beweisen, daß diese Pläne in Tat umgesetzt werden können!

Und die Rahm- und Joghurt-Förderung, welch herrliche Aufgabe, wenn man sie mit dem starken Arm des Staates könnte lösen helfen — und nicht minder die Exportförderung!

Fassen Sie den Aufgabenkreis der „Butyra" groß, lassen Sie uns mitwirken: Anstatt in den Augen des Volkes das Odium der Monopole auf sich zu nehmen, könnte sich die „Butyra" die Achtung der Bevölkerung erwerben.

Kopie dieses Schreibens an das eidgen. Volkswirtschaftsdepartement, das Schweiz. Bauernsekretariat und den Schweiz. Gewerkschaftsbund.

Mit Hochachtung

MIGROS A.-G.
G. Duttweiler.

Weiße **Bohnen mit Speck,**	Büchse Fr. 1.—
Bohnen, mittelfein,	½ Büchse 60 Rp.
Rosenkohl,	große Büchse 1.—

Kompotte

Aprikosen, Ia kalif., „Del Monte"	große Büchse 1.50
Aprikosen, halbe	
Ananas, Hawai, „Del Monte"	
Frucht-Salat, 7 8 div. Früchte	
Weichsel-Kirschen (nur in den Magazinen)	
Pfirsiche Ia kalif. „Del Monte"	große Büchse Fr. 1.—
Reneclauden	
Kirschen, schwarz und rot	
Erdbeeren, kleine Büchse	Fr. 1.—
Zwetschgen, ganze, gr. Büchse	80 Rp.
Apfelmus, große Büchse	70 Rp.
Ananas, Hawai „Morris" kl. Büchse	1.20

Frisch-Eier

große holländische und belgische
nur **handgeleuchtet** Stück **11** Rp.
(Schachtel zu 9 Stück Fr. 1.—)

Hiesige Trinkeier

Stück 14¼ Rp.
(7 Stück 1.—)

Schokoladen

Neu! **„Jowa"-Milch**
100 Gramm-Tafel 25 Rp.
(früher 85 g-Tafel 20 Rp.)
„Jomanda" - („Mandjowa") 100 g **29,5** Rp.
(85 g-Tafel 25 Rp.)
2 Tafeln 50 Rp.

Wasch- und Putz-Artikel

„Ohä", unser selbsttätiges Waschpulver, 500 g brutto-Paket **50** Rp.
„Potz" (vorher „Päng") 535 g netto-Dose **25** Rp.
(2 Dosen 50 Rp.)

Abschlag

Seifenflocken „Weiße Wolken"
Neue Packung:
350 g netto **50** Rp.
(**Alte Packung:** 600 g Fr. —.**95** mit 10 Rp. Bareinlage.)

Ia weiße Kernseife 500 g **34¾** Rp.
4 Stück = 1440 g Neugewicht **1.—**
Seife, Marseillaner-Typ, 72%
Neugewicht
2 Stück = 900 g = 50 Rp.
500 g **27¾** Rp.
Schmierseife, netto 500 g **29½** Rp.
850 g-Dose 50 Rp.

Abschlag

Boden-Wichse, gelbe und weiße
ab Montag: **neue Packung**
700 g netto **1.—**
(Alte Packung 600 g 90 Rp.)